



DOCH EIN NICHT-ENTFREMDETES
LEBEN?
BEATE RÖSSLER

Professorin der Philosophie, Universität Amsterdam. Geboren 1958 in Heidelberg. Studium der Philosophie, evangelischen Theologie und Germanistik in Tübingen, Göttingen, London, Oxford und Berlin. Promotion 1988 an der FU Berlin; wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FU Berlin. Hochschulassistentin an der Universität Bremen; seit 1997 in Amsterdam. Veröffentlichungen: *Der Wert des Privaten* (2001; englische Übersetzung 2004, Polity). „Problems with Autonomy.“ *Hypatia* 17, 4 (2002). Hrsg.: *Privacies: Philosophical Evaluations* (2004). – Adresse: Faculteit der Geesteswetenschappen – Afdeling Wijsbegeerte, Universiteit van Amsterdam, Nieuwe Doelenstraat 15, 1012 CP Amsterdam, The Netherlands.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn man über Probleme des entfremdeten Lebens, der Konsumkritik, über eine Theorie der Arbeit und generell über Probleme der Gesellschaftskritik unter Bedingungen nachdenkt, die idealer schlicht nicht sein könnten. Nicht nur aus diesem Grund hat mein Projekt Drehungen und Wendungen erfahren, die ich nicht voraussehen konnte, als ich im letzten Herbst mit vielen Plänen nach Berlin kam: Man kann gar nicht mit allem rechnen, was einen hier erwartet.

Man rechnet zum Beispiel nicht damit, wie perfekt tatsächlich die Arbeits- und Lebensbedingungen am Wissenschaftskolleg sind: dazu gehört vor allem das Gefühl, vollständig umsorgt zu sein und in all den kleinen Katastrophen des Alltags – ein dringend notwendiges Buch, ein Computerabsturz, ein überlaufender Badezimmerabfluss – unmittelbar freundliche, verständnisvolle und routinierte Hilfe und Unterstützung zu erhalten, von den Bibliothekarinnen und deren nicht enden wollender Geduld ebenso wie von den Computerexperten und keineswegs zuletzt von dem immer im richtigen Moment erschei-

nenden Herrn Riedel (der in Katastrophenfällen auch selbstlos als Schlüsseldienst zur Verfügung steht).

Man rechnet, zweitens, jedoch auch nicht damit, was es für die eigene Arbeit bedeutet, plötzlich wirklich Zeit zum Lesen und Nachdenken zu haben. Denn es ist ja keineswegs so, dass Ruhe und Zeit notwendigerweise zur ungebremsten Produktion in Form von immer mehr Kapiteln oder Aufsätzen führen muss. Bei mir hat die unverhoffte Ruhe zunächst und vor allem dazu geführt, dass ich in vielen Hinsichten meines Projektes verunsichert wurde. Die plötzliche Distanz, aus der sich Probleme darstellen, die man schon für gelöst, ja für geschrieben hielt, lässt sie nicht nur in einem unbarmherzig klaren Licht, sondern auch in einer Sperrigkeit erscheinen, die man, unter dem normalen Druck des alltäglichen eingebundenen Lebens lieber gar nicht erst wahrnimmt.

Meine Erfahrung ist: unter den unwirklichen, entlastenden Bedingungen eines Lebens am Wissenschaftskolleg gelingen Routinearbeiten ungleich viel schneller als am heimatischen Schreibtisch. Und Denk- oder Schreibarbeiten nehmen plötzlich viel mehr Zeit in Anspruch – die Zeit, die sie wohl eigentlich immer bräuchten, aber selten erhalten.

Zu den Routinearbeiten gehörte für mich zum Beispiel die redaktionelle, zum Teil auch (und dies weniger routiniert) inhaltliche Bearbeitung von ungefähr 70 Beiträgen, die ich als Mitherausgeberin des *Handbuchs für politische Philosophie und Sozialphilosophie* vorgenommen habe. Von kürzeren Personeneinträgen bis hin zu langen Artikeln über systematische Probleme der politischen Philosophie konnte ich viel Anregendes und Lehrreiches lesen – und auch (rigoros) redigieren.

Zu den Routinearbeiten zählte weiterhin die Korrektur der englischen Übersetzung meines Buches über das Private – auch dies war eine Arbeit, die sich unter den hiesigen Bedingungen als geradezu erfreulich und wider Erwarten rasch zu erledigen gestaltete.

Und zu diesen Routinearbeiten gehörten schließlich einige kleinere Beiträge zu aktuellen (politischen) Fragen.

Doch meine eigentliche Forschungsarbeit entwickelte sich, wie es sich gehört, zunächst eher schneckenhaft: mein Plan war gewesen, zu den Problemen der Gesellschaftskritik, mit denen ich mich beschäftige, zumindest ein historisches Kapitel über den Begriff der Kritik, ein methodologisches Kapitel über den Zusammenhang zwischen Kritik und Erfahrung, sowie drei Kapitel zu konkreten gesellschaftskritischen Themen – nämlich zum Problem der Arbeit, zum Problem der Konsumkritik und zur Rolle der Menschenrechte als Instrument von Gesellschaftskritik – fertig zu stellen. Dies ist mir nur unvollständig gelungen: zwei fertigen Kapiteln stehen eine Fülle unterschiedlicher *drafts*, Konzeptionen,

Notizen und Ideen gegenüber, die nun alle der Bearbeitung und Ausformulierung unter weniger idealen Umständen harren. Enttäuschend war und ist dies jedoch keineswegs: denn mit der Fülle dieses Materials und dieser Ideen, die hier entstehen konnten, werden sich die folgenden Kapitel und Aufsätze auch unter widrigeren Bedingungen unendlich viel leichter vollenden lassen.

Man kann, zum Dritten, vor allem nicht damit rechnen, wie interessant, stimulierend und überraschend die anderen Fellows sind, mit denen man ein Jahr lang – mehr oder weniger eng – zusammenlebt.

Wissenschaftlich hat mich sicherlich am meisten eine Arbeitsgruppe angeregt, die sich zu Beginn unseres Jahres spontan bildete und die das ganze Jahr lang hielt: mit Zhiyuan Cui, Peter Hall, Heike Paul, Dominique Pestre und Susan James lasen wir ganz unterschiedliche Texte aus der politischen Theorie, mit jeweils ganz unterschiedlichen Perspektiven und *background knowledges*: Wie hilfreich und überraschend, wie anregend und auch anstrengend interdisziplinäres Arbeiten sein kann, habe ich nie vorher so deutlich erfahren.

Im Juni konnten wir dann einige der Themen, die uns das Jahr über beschäftigt hatten, an einem Wochenende intensiv diskutieren, bei einer kleinen Konferenz, die Quentin Skinner, Susan James und ich gemeinsam organisiert hatten: Die Frage „Was ist politische Philosophie?“ stand unter den idealen Bedingungen des gastfreundlichen Kollegs im Mittelpunkt der ebenso kontroversen wie fruchtbaren Debatten mit auswärtigen und Berliner Gästen, allesamt Expertinnen und Experten auf dem Gebiet.

Doch neben diesen gab es unzählig viele andere anregende Gespräche: Nie wäre mir das 16. und 17. Jahrhundert auch nur halbwegs so lebendig geworden wie mit der Hilfe von Stephen Greenblatt, Ramie Targoff oder Quentin Skinner. Von niemandem konnte ich so viel lernen über Kant vs. Hegel (und zurück) wie von Robert Pippin. Nie zuvor habe ich so lange und immer wieder über Israel und Palästina und die Rolle Europas in diesem Konflikt debattiert – um nicht zu sagen: gestritten – wie mit Amnon Raz-Krakotzkin und Gil Anidjar. Ohne die beeindruckenden Gesprächskonzerte von Stefan Litwin wäre ich sicherlich weiterhin ein Schönberg-Banause geblieben. Und immer wenn ich zurückdenke an die vielen wunderbaren Opernbesuche, die wir in unterschiedlichen Fellow-Besetzungen genossen haben, werde ich auch an die anschließenden gemeinsamen Essen und Interpretationen denken, und daran, dass wir, dank Rosemary Taylor, tatsächlich immer pünktlich kamen.

Es ist ein ungeheures Privileg, mit so beeindruckenden und engagierten, ernsthaften und interessierten Forschern und Forscherinnen aus Delhi oder Chicago, aus Boston oder

Toronto, aus Heidelberg oder Washington ein Jahr lang in ständigem informellen Austausch zu leben; diese Konfrontationen werden das eigene Leben und Arbeiten weiterhin bestimmen, auf welcher hintersinnigen und indirekten Weise auch immer.